

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 109 (1983)
Heft: 19

Rubrik: Von Haus zu Haus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Ilse Frank

Grau ist die Hoffnung

Mir gefällt's. Ehrlich. Ich liebe den Alltagsregen, der vom verhangenen Himmel nieselt, tropft, strömt, als stehe dort überhaupt keine Sonne mehr, als müsse Nässe die Welt verändern. Ich spanne lustvoll einen Schirm über mein Haupt, trete freudig in Pfützen, erinnere mich dabei an meine Kindheit, an die Jauchzer, die mir Strassentümpel entlockten. Bewehrt, bemäntelt, gestieft, gespornt renne ich gegen den Sturm an, der sich mit Kälte verbündet hat, um der mitteleuropäischen Menschheit zuzusetzen. Mir kann er nichts anhaben. Ich trotze ihm. Fühle mich sogar sekundenlang überlegen. Hach! Er soll nur an mir zerren – er bekommt mich nicht, nie und nimmer!

Ich stapfe durch eine Zeit, die sich Frühling nennt. Verbanne sie aus meinen Gedanken, träume vom Herbst. Er und sein Nachfolger Winter geniessen meine Sympathien. Mit dem sanft-süßen Vorläufer, dem vielgepriesenen Lenz, möchte ich nichts zu tun haben. Er geht mir auf die Nerven. Schlimmer als das: Er lehrt mich das Fürchten.

Ich fühle mich bedroht. Von Um- und Aufbruch erschüttert. Bedrängt von mannigfaltigen Empfindungen. Die Welt lebt neu. Entfaltet frische Kräfte. Und meine Existenz? Ist, was sie war. Bleibt im alten Rahmen. Denn wenn die linden Lüfte erwachen, wenn sie Tag und Nacht säuseln, weben, wenn sie an allen Enden schaffen, wendet sich – dem Dichter sei's geklagt! – nichts, überhaupt nichts. Das arme Herze ist bang, da mag der Poet lange vom Gegenteil schwärmen.

Was sollen mir gleissende Farben? Trillernde Vögel? Fliehende Wolken? Sie stehen doch im tota-

len Widerspruch zu dem, was sich auf dem freien Feld abspielt und in unfreien Köpfen entwickelt. Meine Umgebung verkommt. Nicht total. Nicht heute. Wenn ich Glück habe nicht einmal morgen. Aber bald. Sehr bald.

Manchmal gelingt es mir, dieses Wissen zu verdrängen. Kaum habe ich es unterdrückt, rächt sich mein Gemüt: Unbehagen schüttelt mich. Ich passe nicht mehr in die Landschaft. Zwischen die Reststücke einer Natur, die sich schmückt wie damals, als sie noch heil war. Sie ist es längst nicht mehr. Das gesteht jeder. Das ändert noch keiner.

Ich dürfte am Prozess des Zauderns nicht teilhaben. Ich müsste mahnen, rufen: auf die Wüste aufmerksam machen, die uns bedroht – durch unser eigenes Verschulden. Wahrscheinlich wäre es meine Pflicht, Lösungen anzubieten, Rettungsvorschläge zu machen. Doch woher soll ich die Inspiration nehmen? Die Kenntnis und die Kraft? Aus dem Urquell, der treibenden Saft in

knorrige Stämme jagt? Knorrig... so komme ich mir manchmal vor. In Stunden der Gnade. Die mir die Illusion schenken, mein Widerstandsgeist sei ewig jung. Dabei zähle ich zu den Greisen. Die wilden Jahre liegen hinter mir. Vernunft heisst das Mass meiner Dinge. Und vernünftig scheint es, sich nicht zu exponieren. Nicht aufzufallen, weder durch rote noch durch grüne Tönung. Gelb zu sein wie die Forsythien hinter dem Gartenzaun – oder wie die Lichtscheibe am Horizont. Die ich eben nicht erblicke: Mich umgibt das Grau meiner Seele.

Deshalb mag ich den verhangenen Himmel. Die Sturzfluten, die er über mich ergiesst. Grau ist die Wahrheit. Grau die Hoffnung. Auf späte Einsicht. Auf tapfere Taten im Herbst der Erde. Damit sie während der Winterwochen schläft, nicht stirbt. Und einmal, an irgendeinem Frühlingsmorgen, in jener Pracht erstet, von der die fernen Märchen künden.

Inserate sind Glückssache

Die Lektüre von Inseraten kann recht aufschlussreich sein. Aber man liest Annoncen natürlich auf eigene Gefahr. Sie wirken sich oft niederschmetternd aus.

Da sichte ich beispielsweise: «In ganz Europa sofort erreichbar sein, dank VIP XYZ. Ob im Flugzeug, Hotel oder Auto, immer können wir Sie unterwegs erreichen.»

Also: Erstens bin ich praktisch nie in Europa unterwegs, zweitens übernachtete ich gerade deshalb selten in Hotels, drittens habe ich kein Auto. Wenn das nicht danebengegangen ist. So ein wichtiges Inserat – und überhaupt nicht für mich bestimmt! Nur unten bemerke ich einen Satz, der mir Trost spendet. Trost, dass andere auch nicht alles von vornherein zu wissen scheinen, selbst wenn sie in ganz Europa unterwegs sind. Da heisst es nämlich: «Frau Müller zeigt Ihnen, wie es funktioniert.»

Der Blick schweift zur nächsten Inseratenseite. Mein Auge hat eine optimistische Veranlagung, ist darauf aus, doch noch etwas Passendes zu finden. Doch da heisst es: «Gegen Ihre Visiten-

karte senden wir Ihnen sofort den umfassenden, bunten Frühlings-/Sommerkatalog.» Ohalätz: Was macht man, wenn man keine Visitenkarten besitzt – nicht einmal solche ohne Büttensrand und Wasserzeichen? Man hat offenbar in der werbenden Boutique nichts zu suchen.

Lese ich die falsche Zeitung, oder funktioniere ich nicht standesgemäss?

Dina

Der Wüstendoktor

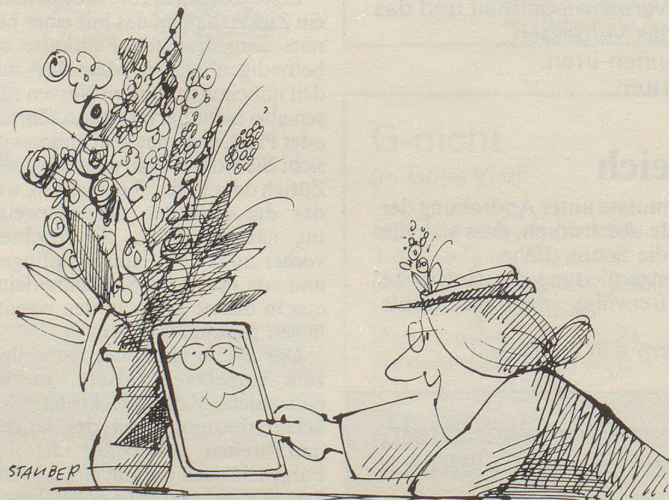
Um sechs Uhr morgens weckt mich der Muezzin von der nahen Moschee, als er die Gläubigen zum Gebet ruft. Noch ist die Sonne nicht aufgegangen, aber der Goldstreifen über dem Meer lässt einen herrlichen Tag erwarten. Ich schaue vom Balkon in den palmenbestickten Himmel, dann wird mir übel. Meine Stirn

ist schweissnass, und die Stelle unter dem Kinn, wo das Fieber zuerst entdeckt wird, strömt Hitze aus. Mein Bauch tut weh, der Magen dreht sich um und um. Das wäre überhaupt nicht schlimm, denn solches Getue während eines oder zweier Tage ist hier, am Rande der Wüste, normal. Aber: ich spucke Blut!

Tochter Christine und Junior eilen trotz meines Protestes zu Tode erschrocken zur Réception und verlangen einen Arzt. Dort sind die Boys entsetzt und versprechen, wenn möglich, einen aufzutreiben. Mir wird unterdessen immer mieser, und ich denke, mein letztes Stündlein habe geschlagen. Trotzig recke ich das Kinn in die Luft und massiere meinen Bauch: «Man stirbt nicht unter Palmen» (Konsalik), sage ich mir. «Schon gar nicht ich!» –

Es ist unterdessen zehn Uhr geworden, die Sonne steht hoch und heiss am Firmament, während ich mich ebenso heiss im Bett herumquäle. Ich spucke noch immer Blut. Wo bleibt nur dieser verflixte Doktor? Vom Hotel her wird berichtet, dass einer unterwegs sei, und geraten, ich solle mich schonen.

Der Nachmittag kommt, und der Abend, und mir wird allmählich besser. Plötzlich erleuchtet



mich ein frohes Wissen: Das war gar kein Blut. Das war die rote Harissasauce von gestern! Nun kann mir der Doktor gestohlen werden ...

Es ist genau 22.30 Uhr, als er sein Kamel unten vor dem Haus festbindet. Er stürmt zur Zimmertür herein, der Hoteldirektor und ein Dolmetscher folgen ihm auf dem Fuss. Alle eilen an mein Bett. Der Arzt rollt die Augen, schlägt mir auf die Schulter und steckt einen Löffelstiel in meinen Hals. «Bajajujau», sagt er traurig. Nun bekomme ich doch wieder Angst und frage den Dolmetscher, ob das eine schlimme Krankheit sei. «Ist keine Krankheit, Madame, ist Name von Doktor!» Bei Allah, wie kann man nur so heissen! Ich wehre mich vehement, als Doktor Bajajujau mir eine Art Spritzennadel ins Bein stossen will, und erkläre, dass ich mich jetzt wohl fühle; er müsse entschuldigen wegen des weiten Weges und allem, und ich wolle gleich die Rechnung bezahlen und dann schlafen, und morgen sei ich wieder ganz gesund usw. Der Dolmetscher überträgt mein Gestammel, der Wüsten doktor strahlt, rollt seine Augen, bis ich nur noch das Weisses sehe, und nimmt meine Hand: «O.K. Du jetzt mit mich spazieren!»

Herrliches Tunesien, wo noch so herrliche Dinge geschehen.

Leni Kessler

Kurs: steigend

Ein habliches Dorf mit schönem Steueraufkommen plant seit langem den Bau eines Sprungturmes im gemeindeeigenen Schwimmbad. Die Sache, so harmlos sie von aussen aussehen mag, ist gar nicht so problemlos.

Da sind die sportlichen Fünfmeterspringer. Sie möchten einen Sprungturm mit allen Schikanen, gefedert und beleuchtet, mit Olympiamassen. Sie sind bereit, dafür viel Geld auszugeben, kein Preis ist ihnen zu hoch. Auf der andern Seite stehen die Unsportlichen, die Wasserscheuen, die Kulturbeflissenen. Ihnen wäre eine Anzahl Ruhebänke an schöner Aussichtslage lieber oder ein neuer Konzertflügel im Gemeindegemeinschaftssaal.

An der Gemeindeversammlung prallten die Meinungen hart aufeinander. Die Sparsamen warfen den Sportlichen finanzielle Hochspringerei vor und mussten dafür einiges an «blutleerem Kulturgesäusel» und «Geiz» einstecken.

Die Volksmeinung, das war deutlich spürbar, schwankte hin und her, neigte bald zum Sport, flutete bald von ihm weg. Es schien keine Lösung zu geben!

Da wurde ein bisher unbe-

scholtener Zeitgenosse des Gerangels müde und schlug Rückweisung des Geschäfts vor. Vielleicht lasse sich ein neues Projekt, eine billigere Lösung finden. Man wolle die Sache noch einmal bedenken.

Ein Aufatmen ging durch die Kirche. Rückweisung – warum nicht? Man wollte nach Hause, man hatte genug. Die übrigen Geschäfte gingen anstandslos über die politische Bühne. Ende der Versammlung. Polizeistunde um zwei Uhr.

Der Sprungturmrückweiser verliess die Kirche mit dem schönen Gefühl, das rechte Wort im rechten Augenblick gesprochen zu haben; aber das Hochgefühl blieb ihm nicht lange erhalten. Er merkte bald, dass er sich mit seinem bescheidenen Votum nicht nur die Turm- und Kunstspringer zu Feinden gemacht hatte: Auch die Wasserscheuen waren vergrämt. Eine Rückweisung ist keine endgültige Sache. Man muss das Problem zu gegebener Zeit neu anpacken; inzwischen waren die Gelder blockiert und verhinderten die Anschaffung des Konzertflügels.

Der Kurswert des Rückweisers sank. Er merkte das am Gruss-

und Lächeldefizit, wenn er im Dorf etwas besorgte. Er stand allein an Vernissagen und Abstimmungstrinken; man kehrte ihm den Rücken und zeigte ihm die kalte Schulter.

Das wäre wahrscheinlich noch lange so weitergegangen, wenn nicht im Fernsehen eine Sendung über «Das schädliche Turm- und Kunstspringen», die Untersuchung eines amerikanischen Professors, ausgestrahlt worden wäre. Der berühmte Mann hatte im Gehirn von Turmspringern Stauch- und Schlagschäden festgestellt, die zu späteren Lähmungserscheinungen führen konnten. Vor allem Eltern von halbwegsigen Kindern wurden eindringlich auf die Gefahren dieses Sports hingewiesen.

Seither schüttelt der Sprungturmrückweiser wieder Hände, beantwortet Fragen nach Wetter und Gesundheit. Man protestiert ihm an Gemeindegemeinschaften zu, und man hat ihn sogar kürzlich als Mitglied in die Gesundheitsbehörde vorgeschlagen.

Allgemeine Tendenz: freundlich. Kurswert: steigend.

Ingeborg Rotach

Die neuen Väter

Ich hätte nie gedacht, dass ich den Vätern einmal ein Kränzlein winden würde: Erstaunt und fasziniert sehe ich täglich zu, wie sie mit ihren Kindern spazieren, Kinderwagen stossen oder mit den Kleinsten geduldige Gespräche führen.

In einem Restaurant befand sich kürzlich nebenan eine Familie mit mehreren Kindern. Während des ganzen Mittagessens

hielt der Vater das Jüngste, einen Säugling, im starken linken Arm, wo er wie in einer Wiege ruhte.

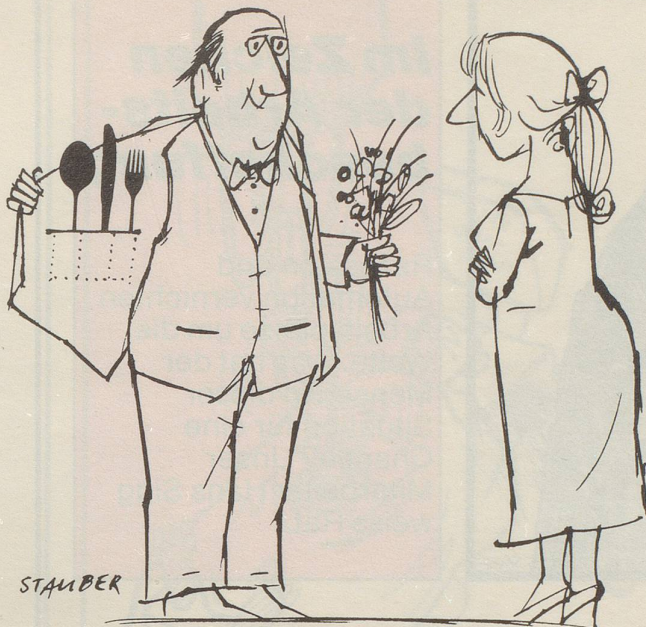
Als ich mich zur Zeit der Nebelperiode in einer Luftseilkabine an die Sonne bringen liess, hatte ich vor mir einen Mann mit einem Bübchen auf dem Arm. Es fiel mir wegen seines schweren Kopfes auf, den es müde auf die Achsel des Vaters legte; irgendein Leiden war dafür verantwortlich. Während der Fahrt in die sonnige Höhe küsste der Vater ein ums andere Mal die bleichen Backen des Buben.

Etwas wehmütig blicke ich jeweils zurück in meine Kinderzeit. Ich erinnere mich nicht, dass unser Vater je eines von uns Kindern auf den Arm genommen hätte. Es war schon viel, wenn wir ein paarmal auf des Vaters Velo reiten durften. Unerhört viel war es, dass wir zwei älteren Mädchen dem Vater einmal die schönen dunklen Haare kämmen durften, als er auf dem Kanapee liegend die Zeitung las.

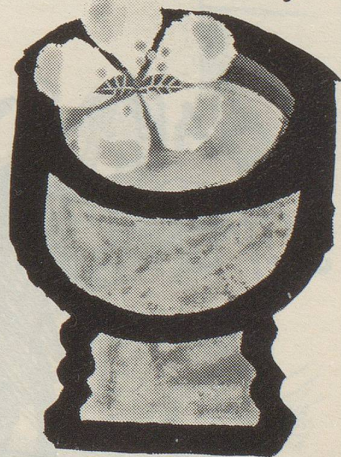
Auf unseren Spaziergängen schob die Mutter den Kinderwagen. Wenn der Weg anstieg, half der Vater mit seinem Stock kräftig nach.

Ob die heutigen Kinder später noch wissen werden, welchen Reichtum sie einmal empfangen durften?

Isabella



Fabelhaft ist Apfelsaft



ova **Urtrüeb**
bsunders guet

